

Generative Sinngenesis und konstruktive Phänomenologie

Iván Galán

Bergische Universität Wuppertal

(Vortrag gehalten in Köln am 12.04.2013)

Edmund Husserl hat bekanntlich einen sehr klar definierten, sich sowohl in verschiedenen thematischen Richtungen auswirkenden als auch in unterschiedlichen Sachebenen abspielenden Genesisbegriff geprägt. Der zentrale Stellenwert, welcher diesem Begriff im systematischen Ganzen der transzendentalen Phänomenologie zukommt, scheint nicht zuletzt durch die immanente Entwicklung von Husserls Denken bestätigt zu sein. Auch daran, dass er zu einem beliebten und immer erneut wiederkehrenden Stein des Anstoßes für die phänomenologische Tradition nach Husserl geworden ist, tritt seine außergewöhnliche Bedeutung brisant hervor. Man kennt in dieser Hinsicht die herausragende, ja sogar ausschlaggebende Rolle, welche die Genesisthematik bei den selbstständigen Denkansätzen von so unterschiedlichen Autoren wie Michel Henry, Jacques Derrida oder Marc Richir spielt, um nur beispielsweise einige bedeutende Denker aus der phänomenologischen Tradition zu nennen. Nichts wäre gleichwohl voreiliger, als das Problem der Genesis bei Husserl, nach dem es so viel Aufmerksamkeit verdient hat, für erschöpft zu erklären. Wie bei andren Problemstellungen und Grundfragen der Phänomenologie Husserls gehört es zu dem selbsteigenen Charakter dieses Begriffes, dass er sich wohl noch dort als überaus schöpferisch erweist, wo man sich aus vermutlich unabwendbaren Gründen dazu veranlasst fühlte, ihn für erledigt erachten zu müssen.

Ich werde in diesem Vortrag zu zeigen versuchen, dass die Genesisproblematik bei Husserl durch eine Schöpferkraft gekennzeichnet ist, welche uns zum einen imstande setzt, alle Versuchungen, ihn allzu vorschnell als abgetan zu bewerten, kurzerhand abzuwehren, uns aber zum anderen mit einer Fülle von intuitiv erarbeiteten Denkinstrumenten beschert, die uns zugleich all diejenigen Probleme aufzufangen und zu behandeln gestattet, welche die zeitgenössische Phänomenologie zu beunruhigen pflegen und im Atem halten. Als solche Probleme gelten unter anderen Denkfiguren wie Andersheit, Affektivität, Sinnverschiebung oder Differenz. Dass die Husserlsche Philosophie diesen Denkgestalten nicht wehrlos gegenübersteht, wie es für gewöhnlich geglaubt wird, sondern vielmehr die Fähigkeit in sich schließt, ihnen sinngemäß Rechenschaft zu tragen, werde ich ebenfalls zu beweisen suchen. Die Phänomenologie hat in der Gestalt der phänomenologischen Konstruktion ein hervorragendes methodisches Instrument, um sowohl den Ursprung der benannten Figuren in dem universalen Prozess der Weltkonstitution nachzuspüren als auch ihre Anmaßungen und Befugnisse zu untersuchen.

Mein Vortrag läuft darauf hinaus, nachzuweisen, dass der Genesisbegriff bei Husserl weder in sachlicher noch in methodischer Hinsicht univok ist, sondern zwei verschiedene Verstehensweise zulässt, die jedoch aufeinander irreduktibel sind. Die postulierte Zweideutigkeit darf daher keineswegs auf eine thematische Unzulänglichkeit Husserls zurückgeführt werden, gleichsam als wäre sie durch zusätzliche Denkanstrengungen aufzuheben. Ganz im

Gegenteil handelt es sich bei dieser Zwiespältigkeit um ein Phänomen, das, in dem Maß wie es durch die Architektonik der Vernunft selbst veranlasst ist, einen konstitutiven Charakter annimmt und eben darum unhintergebar ist. Indem ich dieses Terminus Kantischer Herkunft Gebrauch mache, berufe ich mich zugleich auf Eugen Finks Versuch, Husserls Philosophie nach Maßgabe einer Methodenlehre fest umrissene systematische Konturen zu verleihen. Dass es eine Architektonik der Vernunft gibt, soll vorderhand nichts anderes besagen, als es verschiedene Ursprungsquellen phänomenologischer Erkenntnis aufzuweisen sind, in Rücksicht auf welche entsprechende Methoden herausgebildet werden sollen (es sei hier nebenbei erwähnt, dass ich die Kenntnisnahme des Finkischen Frühwerkes meinem Freund Pablo Posada Varela, dessen verdienstvolle und richtungsweisende mereologische Ausarbeitung der Reduktion vielleicht nur die Husserl-Forschung der Zukunft in sein prägendes Recht zu setzen wissen wird, verdanke).

In dem *VI Cartesianischen Meditation* unterscheidet Fink zwei verschiedene aber komplementäre Grundweisen des Phänomenologisierens. Den Anlass zu solch einer Unterscheidung bieten ihm die innere Beschaffenheit des phänomenalen Feldes selbst sowie die darin vorkommenden Phänomene. Dieser Umstand motivierte Fink dazu, der Methode der phänomenologischen Regression eine phänomenologische Konstruktion gegenüberzustellen, die erstere dort zu ergänzen berufen ist, wo sie an ihre inneren Grenze stößt. Die Sinngeneses, der aus konstruktiven Besinnungen entspringt, bildet ein Widerspiel zu dem regressiven Genesisbegriff, dessen Erarbeitung stets der intentionalen Analytik verschuldet ist. Regression und Konstruktion umschreiben die zwei methodischen Veranstaltungen, anhand derer das phänomenologisierende Ich an die reduktiv herausgewonnene Gegebenheit heranzutreten vermag, um sie in ihrer Integrität zur Entfaltung zu bringen. Während sich die regressive Phänomenologie mit der Auslegung der statischen und genetischen Gegebenheitshorizonte befasst, die in dem aktuell strömenden Erfahrungsleben intentional-implikativ eingeschlossen sind, bleibt der konstruktiven Phänomenologie die Bestimmung all jener Phänomene vorbehalten, die darum der Möglichkeit eines intuitiven Aufweises entbehren, weil sie die reduktiv gegebene egologische Konkretion überschreiten. Geht das regressive Verfahren in intuitiv-aufweisenden Schritten vor, so sieht sich dagegen die phänomenologische Konstruktion – motiviert durch die Seinsart des ihr zufallenden Erscheinungen – dazu gezwungen, deren Thema vorerst anhand eines regulativ orientierten Denkwurfs zu erschließen, welcher die Richtung vorweist, in welche sich die Konstruktion zu entwickeln hat.

Es muss darüber hinaus bemerkt werden, dass das konstruktive Verfahren kein seltenes Vorkommnis in der Phänomenologie Husserls darstellt: Ein Überblick über die gesamte Philosophie Husserl, so wie diese in veröffentlichten und unveröffentlichten Werken und Forschungsmanuskripten vorliegt, lässt im Gegenteil den Eindruck entstehen, dass seine Bedeutung nie zuzunehmen aufgehört hat. Sowohl die in die Husserliana-Bände 29 und 39 aufgenommenen Manuskripte zur Grundlegung der Lebenswelt, als auch die späten *C-Manuskripte* zur Zeitkonstitution sowie die sich in Vorbereitung befindenden Manuskripte zur Grenzprobleme der Phänomenologie enthalten reichliches Material, aus dem es unverkennbar hervorgeht, inwieweit Husserl der konstruktiven

Herangehensweise einen wichtigen Platz in der systematischen Entfaltung der Phänomenologie eingeräumt hat.

Das erste, das es hierbei zu unterstreichen gilt, ist es, dass Husserl – trotz der zumindest während der letzten Periode seines Schaffens anhaltenden Bemühung um die Klarstellung konstruktiver Zusammenhänge – es nie dazu gebracht hat, Thema und Methode der konstruktiven Phänomenologie deutlich zu bestimmen. Wiewohl Husserl zahlreiche Beispiele konkret durchgeführter phänomenologischer Konstruktion geliefert hat, so findet man dennoch fast nirgendwo eine klare Aussage über die methodische Eigenart der daran beteiligten Operationen. Auch den Hauptnenner, der die Sachverhalte, die eventuell zum Gegenstand möglicher Konstruktion gemacht werden könnten, miteinander verbindet, gibt Husserl nicht an. Die Rezeption ist hierbei vor die Aufgabe gestellt, die für die konstruktive Phänomenologie maßgebende Begrifflichkeit herauszuarbeiten, um deren Ziel und Sinn fassbar zu machen. Im Folgenden werde ich zu zeigen versuchen, inwieweit der rhapsodische Charakter, der Husserls Konstruktionen anzuhaften scheint, aus dem Angel gehoben werden kann. Das geschieht dadurch, dass sich Kriterien angeben lassen, die dafür geeignet sind, Absicht und Gegenstand der konstruktiven Phänomenologie deutlich hervortreten zu lassen. Dabei geht es vornehmlich darum, die konstruktive Phänomenologie aus den operativen Schatten, in denen sie eingehüllt liegt, herauszuziehen.

I. Das Thema der konstruktiven Phänomenologie

Vorwegnehmend wurde bereits angedeutet, dass die konstruktive Phänomenologie von einem thematischen Standpunkt her betrachtet dem Versuch gleichkommt, dem Anspruch derjenigen Phänomene gerecht zu werden, die aufgrund ihrer Seinsart die Grenzen der intuitiven Ausweisbarkeit, sowie diese in dem Rahmen der regressiven Phänomenologie vonstatten geht, übersteigen. Dass diese Phänomene keinesfalls von der Schwelle der Phänomenologie als überschwängliche Gespinste einer dialektischen Vernunft zu weisen sind, davon überzeugt man sich zunächst einmal bei dem ersten Einblick in den grundwichtigen Charakter, der sie auszeichnet. Denn sie alle beziehen sich auf eine sinngenetische Dimension, die, obgleich sie vermittelt der aufweisenden Intuition nicht einholbar ist, so dennoch in vielfacher Weise die Ergebnisse der regressiven Phänomenologie bedingt oder gar ermöglicht. Vorausgreifend kann man sagen, dass die Sinnvorkommnisse, die innerhalb der konstruktiven Sphäre anzutreffen sind, archetypische Gestaltungen dessen bilden, was Husserl an mehreren Stellen seines Spätwerkes unter den Begriff einer „verborgenen“ oder „latenten Vernunft“ zu fassen pflegt.

Hinsichtlich der Selbstgegebenheitssphäre sind diese Gestaltungen in dem Sinne wie durch einen Abgrund zerklüftet, dass kein intuitiver Leitfaden ausfindig gemacht werden kann, die auf mittelabre Weise zu ihnen hinleitete. Sie sind, mit anderen Worten, durch das „immer wieder“ der „zugänglich machender“ Horizontintentionalität nicht erreichbar. Keine intentionale Iteration ist imstande, in sie einzudringen, schon deshalb nicht, weil sie in keinsten Weise in die Inaktualitätshorizonte des transzendentalen Lebens als enthüllbare Aspekte eingezeichnet sind. Eugen Fink hat versucht, den unzugänglichen Charakter, der für diese Phänomene bezeichnend

ist, zu belegen, indem er einige sprachlichen Neubildungen prägte. Ihm zufolge handelt es sich bei derartigen Geschehnissen um „Entziehungen“ oder „Enthalte“, welche die Offenlegung der Horizontsinhalte ermöglichen, ohne selbst in ihrer Entfaltungslogik aufzugehen oder sich auf sie zurückführen zu lassen. In seiner *VI Cartesianischen Meditation* sagt er, dass die Sinnereignisse, mit denen sich die konstruktive Phänomenologie befasst, jeweils die „äußeren Horizonte“ der lebendigen Gegenwart ausmachen, und bezieht sich dabei auf die generative Sinngeneses als einen ausgezeichneten Gegenstand phänomenologischer Konstruktion.

Dabei kommt der generativen Sinngeneses, der gegenüber jede aktuell existierende Monade lediglich in der Funktion eines Erben steht, insoweit eine fundamentale Rolle hinsichtlich der konkreten Prozesse der Weltverwirklichung zu, als jede neu transzendental erwachende Monade – wie Husserl uns in dem *C-Manuskript* Nr. 96 einschärft – nur durch „das verstehende Mitvollzug“ traditional gewordener Sinnleistungen „in die Gemeinschaft hineinwachsen“ kann. Und in dem Manuskript Nr. 95 lesen wir: „Das Kind wächst in die Welt, wie sie jeweils für es jetzt ist, hinein. Das sagt: Das transzendente „Kind“ wächst in den historischen Status der sich entwickelnden Intersubjektivität hinein“, wobei das Urgenerative ein stehend-bleibender und verharrender „Urprozess monadischer Genesis“ ist, innerhalb dessen die einzelnen Monaden „entstehen und vergehen“. Diesem Zitat ist es zu entnehmen, dass der transzendente Prozess der Individuation immer im Medium einer generativen Sinngeneses zustande kommt. Der Vorgang der Ichwerdung bzw. der Monadisierung enthält in sich einen notwendigen Hinweis auf einen bestimmten generativen Hintergrund als ein Moment, das ihm unumstößlich zugrunde liegt. Da dieser Prozess sich vor der Ichpolarisierung des Bewusstseins bzw. dem transzendentalen Erwachen der Monade abspielt, bleibt für immer unwiederbringlich. Er ist Teil einer Vergangenheit, die nie zurückerinnert werden kann.

Der Überschreitungscharakter der generativen Sinngeneses und der in ihr zusammengehenden Fülle an überkommenen Sinnleistungen hinsichtlich der egologischen Konstitutionsmöglichkeiten lässt sich gut verstehen, wenn man einsieht, dass ihre Inhaltlichkeit keineswegs im Rückgang auf regressive, der primordialen Sphäre entlehnte Kategorien deutlich gemacht werden kann. So schreibt Husserl in dem *C-Manuskript* Nr. 90, dass weder „die egologische Abwandlung der Erfahrung“ noch „die primordiale Erfahrbarkeit“ dafür hinlangen, der Horizonthaftigkeit, welche der generativen Sinnbildung, beizukommen, und setzt hinzu, dass „die Transzendenz, in der die geschichtliche Welt konstituiert ist, darin besteht, dass sie sich mittels der Anderen und der generativ konstituierten Mitsubjektivität konstituiert und ihren Seinssinn als unendliche Welt dadurch gewinnt“. Das besagt zunächst einmal, dass die Offenheit des geschichtlichen Welthorizontes, sofern sie sich dem Zugriff der eidetischen Variation entwendet, das Konstitutionsregister der egologisch angelegten Regression aufbricht. Diesbezüglich sagt Husserl in dem Manuskript Nr. 7 des Husserliana-Bandes 39, dass „explikativ-*a priori* nicht einmal gewiss ist, ob wirklich noch eine neue Möglichkeit gegenüber dem Historischen offen ist, geschweige denn, ob viele und welche“. Zur Ergänzung und Erhärtung dieser Behauptung, der zufolge die absolute Teleologie der generativen Sinngeneses keine apriorische eidetische Struktur ausweist, sei folgende Stelle aus dem bereits zitierten C-

Manuskript Nr. 95 wiedergegeben: „Die Phänomenologie mag enthüllen eine universale, absolute Teleologie, zu der das notwendige Erwachen der teleologischen Idee des Menschen in seiner Bewusstseinsbezogenheit auf ein Reich absoluter teleologischer Einstimmigkeit (Reich der Zwecke) gehört. Aber die absolute Teleologie ist nicht ein Zug der vorgegeben Welt als solcher, ist nie etwas „schon Seiendes“ und im schon Seienden der Weltlichkeit vorgezeichnete, abhebbare, als Form induktiver Zukunft notwendiger Strukturform“. An dieser Behauptung, die keine Seltenheit im Husserls Denken bildet, kann man ein für alle Mal ermessen, welche unüberbrückbare Distanz Husserls Geschichtsdenken von den Voraussetzungen einer Präsenz-Metaphysik trennt. Derridas Kritik, der zufolge Husserl der Geschichte eine feste eidetische Struktur untergelegt hätte, erweist sich als bodenlos. Weil er anstatt dessen, die Geschichte in ihrer generativen Weite als Grundlage seiner Kritik zu nehmen, diese an dem Sonderhorizont der Geometrie orientierte, musste er zwangsläufig das rechte Verständnis der ganzen Problematik verfehlen.

Zitate ähnlichen Tenors, wie die von mir herangezogenen, drängen sich in dem Spätwerk Husserls überall auf. Hierbei genügt es festzuhalten, dass die Geschichtlichkeit als generative Sinnbewegung ein Urfaktum der Vernunft darstellt, da die Vernunft von vornherein ein Phänomen ist, die nur am Leitfaden eines generativen Werdeprozesses zutage treten kann, wie Husserl in der Krisis – aber nicht nur dort – zu Genüge gezeigt hat. (Hinweis auf Beilagen)

Es ist zu bemerken, dass die Geschichte eine zu prominente Stelle innerhalb der Husserlschen Phänomenologie einnimmt, als dass es ihr nur ein selektives Interesse gelten könnte, geradezu so, als ob es Sache der Willkür wäre, sie in den thematischen Forschungskreis aufzunehmen. Mit immer zunehmender Klarheit behauptet sich die Geschichte als ein unverzichtbares Element, das auch dann noch in dem Hintergrund des Bewusstseins wirksam ist, wenn andere Gegenstände den Denkblick des Philosophierenden in Anspruch nehmen. Vielmehr als ein gewöhnliches Thema, das man sonst in einer selben thematischen Reihe mit anderen intentionalen Gegenständen aufführen könnte, stellt die Geschichte ein universales Faktum dar. Man kann sehr wohl in dieser Hinsicht von einer allseitigen Betroffenheit der Phänomenologie durch die Geschichte sprechen. Weit entfernt davon, dann und wann von außen her auf uns zuzustoßen, durchdringt die Geschichte jede einzelne Sinnggebung im Rahmen einer phänomenologischen Anonymität, die keiner intentional-analytischen Forschung zugänglich gemacht werden kann.

Dass die Geschichte ein Faktum ist, bedeutet vorderhand, dass sie ein unaufhebbares Grundmoment im Vollzug eines jeden Denkaktes bildet. Ebenso wenig wie den Anderen kann ich im Zuge des methodischen Zweifels das Faktum der Geschichte aus dem Grundbestand meiner Erfahrungen wegradieren. Mit dem Denken ist schon immer eine bestimmte Stellung zu einer geschichtlichen Tradition mit gegeben, in die man faktisch-notwendig eingliedert ist. Nichts entzieht sich in diesem Sinne der Geschichte, nicht einmal die transzendente Phänomenologie. Wie sonst der Rest der Wissenschaften verweist die Phänomenologie von sich aus auf eine generative Sinntradition, innerhalb derer ihre Begriffe herausgebildet wurden.

Die Geschichte ist dennoch nicht das einzige Faktum, das danach angetan ist, die Grenzen der egologischen Regression zu überschreiten. Das in Anlehnung an Fichte herausgearbeitete Denkgestalt eines absoluten Sollens hebt sich eben sosehr wie die geschichtlich-generative Sinnbildung über die Sphäre der Selbstgegebenheit hinaus. Nebst dem absoluten Sollen bezeichnet das System der Ur-Instinkte ein thematisches Gebiet, das ebenfalls in das Arbeitsfeld der phänomenologischen Konstruktion fällt.

II. Die Methode der phänomenologischen Konstruktion

Die methodische Bestimmung der phänomenologischen Konstruktion ist alles andere als eindeutig. Die Ausgestaltung der Rekonstruktionsmethode geschieht im Einvernehmen mit der inneren Struktur des etwaigen Faktums, das jeweils zur Verhandlung steht. Es ist dennoch möglich, eine sehr allgemeine Struktur des Faktums als solchen zu umreißen.

Das Faktum kündigt sich immer als eine Grenzsituation innerhalb der Regression an. Diesbezüglich sagt Fink, dass das, was den Anstoß zu der phänomenologischen Konstruktion ausführt, die Gegebenheit eines Nicht-Gegebenen ist. So absonderlich diese Formulierung sich ausnehmen mag, so bringt sie dennoch einen Sachverhalt zum Ausdruck, der keineswegs ganz unbekannt ist, zumindest nicht in der Denktradition des transzendentalen Idealismus. Bereits Kant hat in aller Deutlichkeit das Paradox dieser Situation anlässlich des Faktums der Moralität angedeutet. Obwohl die Freiheit eine Idee der Vernunft darstellt, die demgemäß in keiner Erfahrung auf intuitive Wege angeeignet werden kann, so erfährt sie dennoch einen indirekten Ausweis an dem Faktum der Moralität, d. h. an der Bestimmung des Begehrungsvermögens durch die Gegebenheit des Sittengesetzes. Das Sittengesetz stellt eine Gegebenheit dar, an der sich die Freiheit als ein radikal Entzogenes (Noumenon) nachweisen lässt. In diesem Wechselspiel zwischen einem gegebenem Faktum und einer Idee der Vernunft, die darum nicht zur Gegebenheit gelangen kann, weil ihr kein transzendentales Schema der produktiven Einbildungskraft entspricht, ist die differenziale Struktur des Faktums deutlich vorgezeichnet.

Im Folgenden werde ich anhand der Husserlschen Darlegungen bezüglich der Mathematisierung der Natur durch Galilei zeigen, dass die angesprochene differenziale Struktur des Faktums als der sachliche Kern hinzunehmen ist, der zugleich den Ausgangspunkt für die Ausgestaltung der phänomenologischen Konstruktion bildet. Um diese Aufgabe im Angriff zu nehmen, knüpfe ich an den neunten Paragraphen der *Krisis-Abhandlung* an, wo Husserl eine paradigmatische – und wohl die bekannteste – phänomenologische Konstruktion vollzogen hat.

Dabei handelt es sich für Husserl um eine doppelte Rekonstruktion: Anhand der Gegebenheit der modernen Physik als einer Sinngestalt, die zugleich eine notwendige Verdeckung ihres Ursprungssinnes mit sich herbeiführt, versucht Husserl; erstens, den originären Sinn des mathematischen Entwurfs der Natur, so wie dieser in der galiläischen Urstiftung der Physik aufkam, und zweitens, die generative Sinnbildung, in der sich der

geschichtlichen Denkhorizont des Galileis herausbildete, zu rekonstruieren. Dieser Sinnbildung gegenüber trat Galilei in der Rolle eines Erben auf. Nur durch diese doppelte Rekonstruktion ist es möglich, die positive Naturwissenschaft in die Ursprungsdimension zurückzunehmen, von der sie sich durch Sinnverschiebung und -Überdeckung abgespalten hat.

Die Grundgegebenheit, welche hierbei Husserl als ein vorliegendes Faktum entgegentritt und an der sich die von ihm gestellte Rückfrage entzündet, ist die fertige wissenschaftliche Tradition in der Gestalt von ihren zahlreichen Sinngebilden. Das, was anhand dieser Sinngebilde zu rekonstruieren gilt, ist die Einmaligkeit der Galiläischen Erfahrung in seiner geschichtlichen und wohl intuitiv unrettbaren Konkretion, sowie den Ursprungsinne der für Galilei selbstverständlich gewordenen Geometrie. Denn nur in dem genauen Maß, wie diese Rekonstruktion gelingt, ist es möglich, sowohl der aufgrund der zunehmenden Algebraisierung sinnentleerten Wissenschaft ihre originäre Bedeutung zurückzugeben als auch die ursprüngliche Verdrängung lebensweltlicher Erfahrung, die bereits bei der „entdeckenden Physik“ am Werk war, zu beseitigen.

Da Ich aus zeitlichen Gründen außerstande bin, die Husserlsche Argumentation nach allen ihren wesentlichen Aspekten zu entfalten, beschränke ich mich darauf, das wichtigste methodische Merkmal der Rückfrage als phänomenologischer Konstruktion anzugeben. Dabei handelt es sich um eine, wie Husserl sagt, „Besinnung aus existenziellen Gründen“, welche den der Mathematisierung der Natur zugrunde liegenden Sinnesursprung nicht sowohl nach feststehenden eidetischen Kriterien festlegt, als sie vielmehr im Ausgang einer teleologischen Reflexion die Sinnspuren herauszuarbeiten sucht, an denen die geschichtlichen und lebensweltlichen Voraussetzungen des naturwissenschaftlichen Denkens in den Mittelpunkt hervortreten.

Der Hinweis des Faktums auf ein Nicht-Gegebenes motiviert die Konstruktion, dennoch so, dass erst vermöge dieser Konstruktion das Faktum in seiner vollen Bedeutung erschlossen werden kann. Deshalb bleibt die Konstruktion letztendlich immer offen für neue teleologische Denkwurfe, ohne sich dabei restlos auf eine Idee zurückführen zu lassen. In dieser Hinsicht schreibt Husserl in dem letzten Absatz des neunten Paragraphen: „Wir stehen also in einer Art Zirkel. Das Verständnis der Anfänge ist voll nur zu gewinnen von der gegebenen Wissenschaft in ihrer heutigen Gestalt aus, in der Rückschau auf ihre Entwicklung. Aber ohne ein Verständnis der Anfänge ist diese Entwicklung als Sinnesentwicklung stumm. Es bleibt uns nicht anderes übrig: Wir müssen im „Zickzack“ vor und zurückgehen; im Wechselspiel muss eins dem anderen helfen. Relative Klärung auf der einen Seite bringt einige Erhellung auf der anderen, die nun ihrerseits auf die Gegenseite zurückstrahlt. So müssen wir in der Art von Geschichtsbetrachtung und Geschichtskritik ... doch beständige historische Sprünge machen, die also nicht Abschweifungen, sondern Notwendigkeiten sind“.

